

Freude und Leidenschaft als Exportgut

Von Stephan Burianek

Es gibt Konzerte, in die man eher mit Freude als mit Spannung geht. Wenn Franz Welser-Möst die Wiener Philharmoniker dirigiert und Dvořák im Programmheft steht, dann handelt es sich um einen solchen Anlass. Zweimal war diese Konstellation kürzlich im Rahmen der Philharmonischen Abonnementkonzerte im Musikverein zu erleben.

Nach einem schwungvollen, virtuosen Auftakt mit Franz von Suppés Ouvertüre zum Lustspiel „Dichter und Bauer“ kämpfte Herbert Lippert mit zeitweise unsicherer Intonation gegen die symphonischen Wogen in Richard Strauss' Orchesterliedern „Ich liebe Dich“, „Liebeshymnus“, „Verführung“ und „Winterliebe“ an. Zugleich stellte der verdiente Tenor einmal mehr seinen nach wie vor jugendlichen Stimmklang unter Beweis, durch den die Zugabe „Freundliche Vision“ zum Gustostückerl wurde.

Zum erwarteten Festakt wurde letztlich Antonín Dvořák Siebente Symphonie. Mit euphorischem Beifall in London uraufgeführt, erfuhr die hitzige Partitur in Wien seinerzeit nicht zuletzt aus politischen Gründen eine verhaltene Aufnahme. Heute könnte man in den Wiener Philharmoniker ihren Botschafter sehen: Herrlich dramatisch führte Welser-Möst durch die Rahmung dieses leidenschaftlichen Werks, dessen zweiten Satz er feingliedrig in eine sinnliche, weiche Grundstimmung betete. Mitreißend leichtfüßig dann das Scherzo im dritten Satz. Es war eine mustergültige Wiedergabe, die im Rahmen einer baldigen Tournee demnächst auch in Frankfurt und New York Jubelstürme auslösen wird. ■

Konzert

Wiener Philharmoniker
Franz Welser-Möst (Dirigent)
Herbert Lippert (Tenor)
Musikverein

★ ★ ★ ★ ☆

Die Volksoper präsentiert „Die verkaufte Braut“ als gediegene Show

Artisten, Tiere, Konfusionen

Von Christoph Irrgeher

So sehr der Heiratsvermittler auch versucht, für ein paar Gulden eine Unglücksehe zu stiften: Hinter der Bühne haben sich die Richtigen getroffen. Regisseur Helmut Baumann und die Wiener Volksoper – das ist eine Beziehung, die seit langem profitable Früchte abwirft und nun, in der zweiten Amtszeit von Robert Meyer, so etwas wie ein Musterbeispiel in Sachen Markenpflege. Volksnahes Entertainment mit dem reifen Know-how eines Handwerkers: So wünscht sich Meyer seine Premieren, und genau das hat der 74-jährige Berliner geliefert. Ja, da hat man eine gute Show gesehen.

Ob dieser Regisseur allerdings zum gewählten Werk passt, war eine andere Frage. Denn der Unterhaltungsprofi Baumann arbeitete diesmal nur mit einem Fuß auf vertrautem Terrain, hatte es nämlich mit einem ausgewachsenen Opern-Klassiker zu tun, und zwar Bedřich Smetanas „Verkaufter Braut“. Und die ist durchaus in ein tragisches Beziehungsgeflecht gebettet, auch wenn es der Komponist mit Kirtags-Szenen auflockerte.

Dynamischer Bühnenverkehr

Dass Baumann solche Showblöcke zu inszenieren weiß, war freilich abzusehen: Da dürfte sich auch Harald Serafin, chronischer Premierengast und Mörbisch-Intendant a. D., heimelig gefühlt haben, als ein Großaufgebot kunterbunter Zirkusgauler über die Bühne sprengte – oder ein flotter Bauerntanz zwischenmenschliche Pointen aufschichtete (Choreografie: Bohdana Szivacz). Wobei diese Einlagen auch dafür entschädigten, dass der dörfliche Dress-Code diesmal nichts von bunter Folklore weiß. Wie Baumann betont, hat er die Geschichte ins frühe 20. Jahrhundert verlegt. Dass sich seine Dörfler im geräumigen Ein-



Rettung für den Muttibub: Wenzel (Jeffrey Treganza, Mitte) blüht ein zotteliger Job im Zirkuszelt. Foto: Barbara Pálffy

heitsbühnenbild – einer Riesenscheune von Mathias Fischer-Dieskau – dann aber gar so zap-penduster gewand, lässt bisweilen auch eine räumliche Verlagerung vermuten: nämlich zu den Amish People.

Nichtsdestotrotz gelingt es Baumann, den Bühnenverkehr beschwingt und federleicht zu halten, obwohl er den Figuren psychologisches Gewicht verleiht. Tragikomisch vor allem der Bauerntanz Wenzel: Der meist übel

beleumundete Heiratskandidat für Marie ist diesmal keine Stotterhans-Lachvorlage, sondern eine geschundene Kreatur – ein Mann im Muttibub-Gewand, der das elterliche Korsett letztlich gegen ein Bärenkostüm beim Wanderzirkus eintauschen kann. Ein solcher Jüngling evoziert eher mitfühlendes Lächeln als Hohngebrüll – was freilich auch am komischen Mienenspiel von Jeffrey Treganza liegt, der seine Scat-Passagen elegant meistert.

Gewaltiges Qualitätsgefälle

So geschlossen sich dieses Smetana-Dorf in seiner Spielfreudigkeit gibt, so gewaltig aber ist das vokale Qualitätsgefälle. Gewiss: Das Gros singt seriös. Doch die fesselnden Momente sind rar. Da beglückt Caroline Melzer (Marie) mit zarten Crescendi, enträt im lautstarken Augenblick aber nicht einer leichten Herbheit. Matthias Klink, im Part des Traumpartners Hans, wird leider Opfer eines Sängeralbtraums: Nach einer Woche der vokalen Überbeanspruchung (der Tenor der Zweitbesetzung war für die Endproben ausgefallen) streikte die Stimme nun just bei der Premiere, und zwar gleich mehrfach am vokalen Gipfel. Immerhin: Hut ab fürs Fertigsingen. Respekt auch für den saftigen Bass von Martin Winkler, der als Heiratsvermittler zwischen Schelm und Gewaltmensch changiert.

Ebenso löblich die Orchesterleistung: Da bürgt Enrico Dovico für spritzige Tempi und knackige Akzente, weiß aber auch eine süßfuge Klarinetten-Kantilene zu schätzen. Letztlich allgemeiner Zuspruch, aber keine Euphorie. ■

Oper

Die verkaufte Braut

Volksoper Wien
Wh.: vorerst bis 13. April

★ ★ ★ ★ ☆

Der Sextourist, der aus dem Wohnwagen kam

(irr) Statt des großen Namens ein vielversprechender: Cecilia Bartoli lag krank danieder, also musste das Theater an der Wien Ersatz einfliegen lassen und hat Pretty Yende erwählt. Und die lässt nicht nur wegen des Vornamens aufmerken. Die 27-jährige Südafrikanerin reüssierte im Vormonat unter denkbar ähnlichen Umständen an der Met, sang nämlich auch in New York die Protagonistin aus Rossinis „Comte Ory“ und war dort ebenfalls für einen Star (Nino Machaidze) eingesprungen.

Und nun? In Wien blieben Yende zwar nur zwei Lernstage für die Regie, aber das Debüt ging am Samstag reibungslos vonstatten – und auch sturzfrei im Gegensatz zur Met-Bühne, auf der Stufen der Debütantin einen Streich gespielt hatten. In Wien war sie zuletzt freiwillig dem Boden nah: Tief kniend kostete sie die Publikums-gunst fast bis zur Neige aus. Auch wenn die verbleibenden vier Vorstellungen ein Triumphvehikel für die gesunde Bartoli werden dürften: Vergessen wird man Yen-

de nicht, und wohl noch von ihr hören. Wie sie vokale Power in Präganz verwandelt, auch vertrackte Koloraturen förmlich in den Luftraum stanz, das ist schon frappant. Natürlich, manchen Wunsch lässt ein so junger Sopran noch offen: Die Stimme könnte sich etwas öfter lyrisch erweichen als nur hie und da beim sanften Ausschwing einer Phrase. Und: Im Dienst an der Handlung wäre bisweilen mehr Mienenspiel erbeten – besonders, wenn sich eine vermeintliche Nonnengruppe im eigenen Haus als eine Truppe von Wüstlingen entpuppt.

Häkeldeckchen-Musik

Überhaupt ist diese Komödie, 1828 uraufgeführt, reich an Attraktionen – und per se schon eine. Mit beißendem Witz wird die Fassade der Keuschheit ramponiert: In einem Mittelalterdorf darben die Damen, weil die Herren auf Kreuzzug sind. Graf Ory, gewissermaßen Sextourist auf erotisch unterversorgtem Gebiet, ist da eher Erfüllungshilfe als Bösewicht. Zwar kommt



Pretty Yende brilliert als scheinbar Keusche. Foto: apa/Photowork/Kmetitsch

er nicht ohne Verstellung voran. Wenn der vermeintliche Eremit die Frauen aber erst in seine Liebesklausen gelockt hat, lassen die sich zügig erkennen. Nur bei einer Gräfin (Yende), da beißt er auf Granit. Der Tugend wegen? So scheint's. Dass es hier meist beim Schein bleibt, enttarnt der Notensatiriker Rossini mit einer Art Häkeldeckchen-Musik, entrollt aber auch Passagen von hinreißender Italianità und Mozart'scher Schönheit.

Das Regieduo Moshe Leiser und Patrice Caurier, hierzulande bereits für mehr („Giulio Cesare“, Salzburg) oder weniger („Solaris“, Bregenz) treffsichere Gags aktiv, schöpft nun mit Fug und Recht aus dem Vollen. Die Produktion bugsiert die Geschichte an den biedersten Beginn der 1960er Jahre: Es rauschen die Petticoats, wenn Ory ein französisches Dorf mit seinem Wohnwagen beehrt; einem veritablen Geilomobil, in dem die Avan-

cen mit etlichen Pointen einhergehen. Dass sich Leiser/Caurier nach der Pause, bei der erwähnten Nonnen-Invasion, mehr oder minder auf eine Verwaltung der Rossini-Gags beschränken, stört kaum. Denn die sind heiter genug und die Darsteller quirlig in Szene gesetzt. Wobei da noch manch andere Stimme erfreut: Regula Mühlemann etwa mit ihrem luftigen Sopran, während Lawrence Brownlee (Ory) vor allem ein viriler Mime und verlässlicher Spitzentonlieferant ist. Zwar kommt das Originalklang-Orchester (Ensemble Matheus) erst nach einem Zitterstart in die Gänge, steigert sich aber zum selbstsicheren Verlautbarungsorgan eines delikaten, fast swingenden Rossini. Applaus für Dirigent Jean-Christophe Spinosi und die seinen, vor allem aber für die strahlende Pretty Yende. ■

Oper

Le Comte Ory

Theater an der Wien (01/58885)
Wh.: 20., 23., 25., 27. Februar

★ ★ ★ ★ ☆